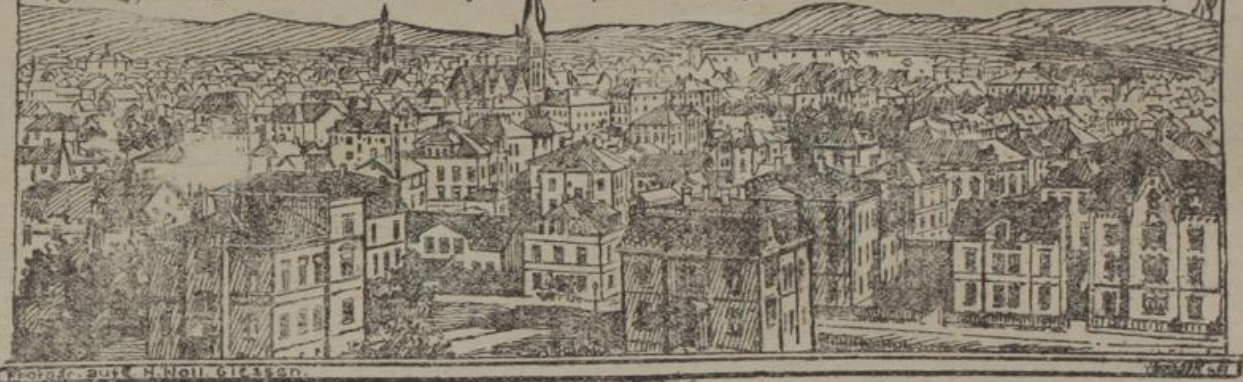


Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die blonde Drossel.

Roman von E. Fahrnow.
(Fortsetzung.)

„Sie fragt noch!“ rief er aus. „Himmel, ist denn so etwas denkbar? — Aber natürlich — eine Frau bringt alles fertig! Alles!“

Therese hatte jetzt ihre volle Ruhe wiedergesunden und betrachtete das emporgewandte Gesicht des entrüsteten Besuchers, das mit seinen starken Zügen und dem dunklen, kühn gewellten Haupthaar interessant aussah.

„Er sieht mir eigentlich ein bißchen ähnlich,“ dachte sie. „Hat mir viel stärkere Augenbrauen. Hat so etwas Rinaldo-Rinaldinhafte. Uebrigens scheint er etwas übergeschnappt zu sein.“

Inzwischen hatte jener die Arme sinken lassen, räusperte sich, als wenn er nach Fassung trachtete, und stieß dann ebenso dramatisch wie vorher heraus:

„Sie ruinieren mich! Sind wenigstens auf dem besten Wege dazu. — Oder wollen Sie etwa behaupten, daß Ihre Konkurrenz rein und lauter sei? Unlauter ist sie, das erkläre ich Ihnen hiermit!“

Nun wurde es Therese aber doch zu bunt. — Sie faltete ihre klare Stirn, trat einen Schritt vor und sprach:

„Sie haben nun Grobheiten genug geäußert, finde ich. Wenn Sie dazu imstande sind, so reden Sie jetzt schlicht und deutlich. Von welcher unlauteren Konkurrenz sprechen Sie?“

„Ich bin Photograph,“ polierte er.

„Das sehe ich!“ erwiderte sie wieder mit einem ironischen Blick auf seine Samtjacke. „Was geht das mich aber an?“

„Ach, welche Unschuld Sie heucheln! — Sollten Sie vielleicht nicht wissen —“ (und hier ward es unsagbar, welchen Sarkasmus er in seinen Ton legte), „durchaus gar nichts davon wissen, daß ich ein Spezial-Atelier für Tieraufnahmen habe.“

„Ach!“

Therese saß jetzt auf einem Stuhl. Sie begriff jetzt. Und so gerecht war sie, daß sie in vollster Gutnützigkeit allen Zorn vergaß und nur daran dachte, welchen Schlag sie in der Tat dem andern versetzt haben mußte.

„Entschuldigen Sie,“ sagte sie ganz ehrlich, „ich habe es in der Tat nicht gewußt. — Sonst hätte ich in meinen Anzeigen natürlich nicht den Passus gebraucht „das erste und einzige Tier-Atelier der Stadt.““

„Ja!“ rief er aus, „das ist es ja eben! — Dieser Passus löst mich einfach aus — macht mich sozusagen tot — ippst — weg bin ich — fortgepustet — ich existiere einfach nicht mehr! — Fräulein Therese Verber ist die einzige Spezialistin am Ort! — Und soviel weiß selbst ein neugeborenes Kind, daß es natürlich bei der modernen Menschheit mehr „zieht“, wenn eine junge Dame sich zum Photographieren erbietet, als wenn ein ganz gewöhnlicher Sterblicher, — ein bloßer Mann — ein simpler Berufsphotograph — dasselbe tut!“

„Hoffentlich zieht es!“ erwiderte Therese kaltblütig. „denn wissen Sie, zum Spaß etabliere ich mich nicht! Ich will Geschäfte machen! Es tut mir ja leid, daß ich von Ihnen nichts wußte, und bei meinen künftigen Anzeigen werde ich natürlich den bewußten Passus weglassen. — Aber weiter kann ich Ihnen nichts versprechen. — Ich habe meine Inserate in lauter Blättern erscheinen lassen, die von Sportsfreunden, Gutsbesitzern und Tierliebhabern gelesen werden — zurzeit bin ich aber noch gar nicht selbständig etabliert, sondern ich habe mir die Erlaubnis von meinem bisherigen Chef, bereits Aufnahmen zu machen, wenn man sich an mich wendet.“

„Und Sie haben also noch gar kein selbständiges Atelier?“ fragte der nun selbst erstaunte Herr.

„Nein. Wie kann ich denn ein Atelier haben, wenn ich lauter Pferde und Hunde, Kinder und anderes Viehzeug photographieren will? — Ich werde herumreisen. — Ja, vorgestern bin ich bereits auf einem Rittergut gewesen und habe dort einige Aufnahmen gemacht; — ich bitte höflichst um Entschuldigung, daß ich mir das erlaubt habe.“

Rinaldo Rinaldini setzte sich mit einem Krach auf einen Stuhl; er schien alles vehement zu machen. Dann holte er ein schönes, seidenes Taschentuch hervor — leider war es karminrot — und wischte sich die Stirn damit.

„Das ist was anderes,“ murmelte er.

Therese fing an, sich zu amüsieren. Und sie wartete mit leiser Spannung, was nun ihr wunderlicher Gast weiter tun werde.

Da er gar nichts tat, sondern sitzen blieb, als sei er dazu ausdrücklich aufgefordert worden, erhob sie sich und räusperte sich jetzt ihrerseits.

„Also?“ sprach sie ermunternd, „wenn Sie mir nun nichts mehr zu sagen haben.“

„Gleich!“ sagte er. „Ich gehe gleich. Ich möchte nur — ja, ich glaube, ich habe um Entschuldigung zu bitten. Ich war aber sehr aufgeregt.“

„Allerdings. Und Sie sind also entschuldigt. — Was sonst noch?“

Da sie sich der Tür näherte, und in ihrem ganzen Wesen deutlich ausgesprochen lag, daß er nun überflüssig sei, erhob er sich gleichfalls.

Es schien, als ob er jetzt erst sähe, daß er einem schönen Mädchen gegenüberstehe. Denn seine vorher flammenden Augen wurden ganz sanft und demüthig, und er wurde in einer netten und ruhigen Art rot.

„Ich bitte wirklich um Verzeihung,“ wiederholte er. „In der Regel bin ich nicht so ungezogen. Ich war nur so.“

„Aufgeregt,“ fiel sie ihm ins Wort. „Das haben wir ja bereits festgestellt. Und ich verzeihe Ihnen auch wirklich. — Es ist nicht angenehm, wenn man bisher alleiniger Spezialist war, nun einen Konkurrenten zu entdecken. Noch dazu eine Konkurrentin. Ich sehe vollkommen ein, daß dies den Fall verschlimmert.“

„Im Gegentheil,“ rief er mit plötzlicher Galanterie, „es

mildert den Fall! Jetzt, da ich die Ehre gehabt habe, Sie kennen zu lernen, empfinde ich mein Eindringen bei Ihnen mehr und mehr als ungehörig. — Es tut mir furchtbar leid. — Und es liegt mir daran, Ihnen eine bessere Meinung von mir beizubringen. — Darf ich nicht ein andermal wiederkommen? Vielleicht am Vormittag?"

„Ich bedauere, ich empfangen keine Herrenbesuche.“
„Ach so! — Nun, aber unter Kollegen —? Wäre nicht vielleicht gerade eine Aussprache — ich meine, wir könnten ja vielleicht gegenseitig etwas voneinander lernen?"

Therese schüttelte lächelnd den Kopf. Und während sie über den sonderbaren Knaz lächelte, der in voller Aufrichtigkeit jetzt devot und bescheiden war, sah sie so anziehend aus, daß er sie anstarrte, ohne noch weiter zu reden.

Therese räusperte sich nochmals und bewegte sich noch mehr der Thür zu. Wie von unsichtbaren Drähten gezogen, folgte er ihr. Und an der Thür legte er die Hände zusammen und fragte dringlich:

„Wo speisen Sie?"

Therese plähte mit einem hellen Gelächter heraus. Sie lachte so herzlich und so lange, daß er Zeit hatte, ihr wundervolles Gebiß und ihr ganz von Lachmuskeln durchgezogenes Gesicht genau zu betrachten. Dann öffnete sie weit die Tür, machte eine kleine Verbeugung und rief:

„Leben Sie wohl, ungeschminktster aller Sterblichen! Ueberlassen Sie es den Göttern, ob Sie mich einmal wiedersehen werden, und gewöhnen Sie sich etwas mehr Gelassenheit an. Ich empfehle mich Ihnen.“

Er war hinaus, ehe er noch recht wusste, wie. Drinnen auf dem Sofa saß Therese und lachte noch lange und ausgiebig, wenn auch jetzt nur noch leise.

7. Kapitel.

Vor dem Bahnhof auf dem Potsdamer Platz stand wie festgebannt Ruth Stockton und starrte in das Meer von Licht, Lärm, Leben und Hast, das hier stürmte. Neben ihr blühte Franziska Sebius ebenfalls in das Gewühl; jedoch mit einer heiteren und beinahe mitleidigen Miene, die deutlich ihre Gedanken verrät.

„Gott im Himmel," dachte sie, „wie ist es nur möglich, daß es mir jemals in diesem Standal gefallen hat! Man steht ja fast nichts vor lauter Lärm! Und dabei erinnere ich mich noch gut der Zeit, wo nur ein Teil der Berliner Straßen asphaltiert war, und wo man buchstäblich schreien mußte, wollte man sich seinem Nachbar verständlich machen.“

Ihre Stimme war auch jetzt immer noch laut genug, als sie zu Ruth sprach:

„Also, Mädchen, dies wäre der erste Eindruck gewesen! Ich habe ihn dich volle drei Minuten genießen lassen, das ist schon eine Zeitverschwendung in dieser amerikanisch gestunten Stadt, wo Geld und Zeit eins sind. — Du brauchst nichts zu sagen, ich sehe es schon, daß es dir gefällt. Deine Augen glänzen. Du kannst auch noch weiterstrahlen, heute und morgen, bis die Arbeit beginnt. — Vorläufig bist du noch unter meinen Fittichen, und jetzt geleite ich dich in deine Pension.“

Sie winkte einer Automobildroschke, denn sie hatte sich vorgenommen, ihrem Schützling gleich alle Herrlichkeiten der Weltstadt möglichst in der Nähe zu zeigen, damit der Reiz der Neuheit nicht von jemand anders ausgebeutet werden konnte.

„Wir haben ja nur das bißchen Handgepäck," sagte sie, „da können wir gleich noch eine kleine Spazierfahrt machen. Dein Koffer kommt erst in zwei oder drei Tagen an. — Chauffeur, fahren Sie nach den Linden, dann zurück durch Friedrich- und Leipziger Straße und halten Sie hier in der Königgräber Nummer 132.“

Sie stiegen ein, und Franziska freute sich, daß die Vorübergehenden doch Zeit fanden, Ruths vor Aufregung und Erwartung leuchtendes Antlitz bewundernd zu bemerken.

Lautlos faulte das Gefährt davon. — Ruth sah nach Franziskas Hand; der Atem stockte ihr, die zahllosen elektrischen Lichter blendeten sie, und sie empfand etwas wie Angst.

Franziska tat, als bemerke sie es nicht. — In rascher Rede erklärte und erzählte sie, scherzte in ihrer trocknen Art und schloß dann wie zufällig ein, daß man in der Pension, wo sie angemeldet waren, nicht bleiben werde, weil sie zu teuer sei.

„A, ach Franziska! rief Ruth aus, „Du magst dir

um meinwillen solche Kosten! Wie soll ich das nur wieder gutmachen?"

„Na, höre, das ist doch einfach genug! Du wirst mir bei Heller und Pfennig zurückzahlen, was ich auslege, es ist nichts als kaufmännischer Kredit, was du bei mir geniehest.“

Ruth drückte die kleine, feste Hand, die auch hier ohne Handstühle neben der ihren lag.

„Liebes Herz!" murmelte sie, „Ich weiß schon Bescheid! — Aber ich bin doch froh, daß ich dir folgte und herkam. Glaubst du, daß mein Vater überwinden wird, daß ich mich ihm zum ersten Male widersehte?"

„Kind," versetzte Franziska philosophisch, „es muß alles im Leben einmal zum ersten Male getan werden! Dein Vater wird eben die Raupen, die er im Kopfe hat, ein wenig einschränken, dann überwindet er auch den Kerger über deine Widerseßlichkeit.“

„Kerger," sagte Ruth nachdenklich, „Wenn es nur das wäre! Aber er sprach immer nur von Kränkung und Undankbarkeit.“

Nun ja, weil er eben die großen Worte liebt. Das sind für ihn wichtige Werte, an denen er sich selbst aufrichtet oder niederbronnert. — Dieselben Tatsachen mit ganz nächteren Worten benannt, wirken ganz anders, glaube mir das. — Ich weiß, daß dein alter Herr seinen grimmigsten Zorn auf mich persönlich wie auf einen Brennpunkt sammelt, und das wird dir zum Vorteil gereichen, während es mich ganz unberührt läßt.“

„Wieso?" fragte Ruth erstaunt. „Gerade bei dir hat er doch die Stellung angenommen, die ihm sein Brot gibt! Da kann er dir doch nicht zürnen?"

„Im Gegenteil, er zürnt mir, weil ich ihm die Möglichkeit geboten habe, sich durch eigene Arbeit zu erhalten! Das ist im Grunde ganz verständlich. Es kommt immer darauf an, daß wir verstehen, warum ein Nebenmensch so und nicht anders handelt; dadurch gewinnt man Menschenkenntnis und Erkenntnis überhaupt. — Sieh mal, wie übertrieben dort die Dame in dem Wagen sich frisiert hat. — Es ist doch merkwürdig, wie jede Mode, mag sie auch schon an sich unbequem und nicht naturgemäß sein, doch immer sofort übertrieben wird!"

(Vorfesung folgt.)

Der Ausreißer.

Skizze von Max Adler.

Peter ging, den neuen graugrünen Rock aufgekafft, in den Rechten den Knotenlock schwingend, rasch durch die morgentrischen Straßen. Maudsma! vergewisserte er sich, ob der Revolver noch in der Hosentasche hat. Dann lief er wieder schneller. Von Berlin W bis noch dem Schlesiischen Bahnhof war ein gutes Stück Weg; da mußte einer, der den Fahrgeldgroßen sparen wollte, tüchtig ausstreifen. Dem ganz sicher war er eigentlich nicht, daß man ihn einstecken werde, und darum wollte er jedenfalls das Geld für die Rückfahrt zusammenbehalten. Obzwar: brauchen konnte man da draußen wahrhaftig jeden; und wenn er nur erst an Ort und Stelle war, so würde sich schon alles finden.

Vor dem Bahnhof gestellte sich ein Mann in einer abgetragenen Uniform zu ihm, der offenbar auch zur Front wollte. Er erzählte ihm einige Episoden aus angeblich mitgeschobenen Kämpfen und fragte ihn über seine Absichten aus. Peter, der, wie der Mann in der sehr schlüssigen Uniform so unbesangenen-lameradischlich plaudernd neben ihm einherging, von dem frohen Gesicht besetzt war, als läge jetzt die größte Schwierigkeit — die des Sinequanonens in die neue Sphäre — bereits weit hinter ihm, vertraute sich dem Begleiter unumwunden an, und sein Vertrauen wuchs, als ihm jener aus seiner Praxis heraus in väterlichem Tone mit Ratsschlägen und Warnungen diente.

Ob er schon eine Soldatenfahrkarte habe? Die läme nämlich bedeutend billiger.

Wie er dazu gelangen könne? Ganz einfach: er werde für sich zwei gleichlautende nehmen — eine für die Rückfahrt — und ihm eines der beiden Billette abtreten.

Peter leuchtete die Idee ein. Da war er ja aller Sorgen wegen der hohen Fahrkosten überhoben; denn bei der Ankunft an ihrem Bestimmungsort wollte es der Soldat ebenso machen.

Der Mann in der Uniform nahm den dargebotenen Fünzigmark Schein — Peters ganze Habe — und versprach, den Rest zurückzubringen. Die Karten bekomme er hier nebenan in der Bahnhofskasselerlei.

Er verschwand durch eine Durchgangstür und kam nicht wieder zum Vorschein.

Peter wartete in dem draußenden Gewimmel der Bahnhofsvorhalle zehn, zwanzig, vierzig Minuten. Als er auf die Uhr sah, merkte er, daß der letzte Zug, der heute noch für ihn in Betracht kam, bereits abgegangen sein mußte.

Er ließ die Büchse zusammen, um nicht laut loszuzehen. Erst nachträglich fiel ihm auf, daß der Mann kein Seitengewehr getragen hatte und daß seine Uniform ihm anscheinend viel zu groß gewesen war. Und nun war ihm gewiß, daß das überbaute kein Soldat gewesen war, sondern ein Schwindler, ein Bauernjäger, von denen er schon so manches gehört hatte.

Sollte er sich mit der Polizei in Verbindung setzen? Dann machte er sich von vornherein verdächtig. Und nach Hause? Dort würde man ihn sofort nach seinen Erparnissen fragen, die er sonst stets der Mutter zur Massenerhaltung überließ. Sie hatte ihm den Schein ohnedies nur ungern mitgegeben; eigentlich nur deshalb, weil der angeblühete Klassenausflug so früh stattfand und keine Zeit mehr zum Wechseln blieb.

Er hatte keine Wahl mehr. Die Brücken hinter ihm waren abgebrochen. Langsam, wie verschlagen, drängte er sich durch das Gewühl der Reisenden ins Freie.

Da war er also wieder — in Berlin! . . . Es kam ihm wirklich vor, als wäre er soeben erst von einer langen Reise zurückgekehrt, als sähe er die Straßen der Stadt zum ersten Male.

Nun konnte er also zusehen, wie er sich allein durchschlägt!

Der Hunger meldete sich. Er setzte sich in einer Vorhalle auf eine Bank und verzehrte nach und nach den ephären Inhalt seines Rucksacks. Dabei mußte er darüber lachen, wie wenig er seinem Appetit zugekraut hatte. Und mit dem Lachen kam ihr der alte Wagemut. Fürchten? — Er hatte junge, gesunde Glieder und konnte arbeiten. Mit der Zeit würde sich schon irgend eine Art von selbstständiger Existenz für ihn finden; und mittlerweile erlebte er wenigstens etwas.

Voll Neugier und Erwartung, so als wäre er am Ziel seiner Fahrt angelangt, schlenderte er durch die Straßen, die er nie zuvor gesehen hatte. Er träumte sich in eine fremde Stadt, in eine der eroberten Polenstädte des Ostens. Manchmal drang aus einem geöffneten Laden der Duft von getrockneten Mandeln, geröstetem Kaffee oder frischgebackenen Weizenbrot, wie er ihn oft in den Gassen seiner Provinzstädte wahrgenommen hatte. So erschloß und wohligh regte er von der Veränderung und den neuen Eindrücken dieses Tages, daß er sich fast genug gefühlt hätte, mit leeren Taschen geradeaus in den Krieg zu marschieren.

Als es schon gegen Nachmittag ging, kam er an einer Destille im äußersten Berlin O vorbei, aus der die dünnen, ungelassenen Töne eines kühnen Klavierspiels drangen. Er ging hinein und bestellte für den letzten Groschen, den er noch irgendwo in seiner Tasche vorfand, ein Glas Bier. Während Herr Knopfe das Bier eintrank, hatte Peter seine letzte Tochter, die eben einfingerig mit einem hölzernen „Wer weiß, wann wir uns wiedersehen . . .“ über die vergühten Tasten gehäutet war, teils durch Ueberrückung, teils mit Gewalt vom Klavierstuhl verdrängt und die „Mondscheinsonate“ zu spielen begonnen.

Das klang nun freilich etwas anders, als es Herr Knopfe von seinen gelegentlichen „Kunstkritiken“ sonst zu hören gewohnt war. Nur ein bißchen zu leise, meinte er. Wer dann wurde es schon lebendiger in der Klaviatur, und gegen den Schluß hin ging es richtig toll zu. Man konnte ja nicht eigentlich sagen, daß es lustig war; aber es dehnte und bunte doch, daß es nur so seine Art hatte! Die paar Wässer, die im Lokal waren, trugen ihm Kriegsdebatten plötzlich ab, um zuzuhören, und vor dem Eingang standen etliche Passanten, die ganz verduzt hineinstarrten.

Das war immerhin schon etwas; eigentlich schon eine richtige „Attraktion“!

Als Peter fertig war und, ganz erschöpft von der Anstrengung, aus dem alten Kasten etwas herauszuholen, sich erheben wollte, um sein Glas Bier auszutrinken, stürzte er plötzlich, wie Knopfes schwere Hand sich väterlich auf seine Schulter legte.

„Weiben Sie sitzen, junger Mann; bleiben Sie ruhig sitzen! Hier ist alles, was Sie brauchen. Es geht um Regimentsangelegenheiten. Greifen Sie zu und spielen Sie weiter! Wer nun mal etwas recht Lustiges!“

Auf dem Piano stand ein Tablett mit dem bestellten Glas Bier und etlichen belegten Stullen.

Nach und nach hatte sich das Lokal mit Neugierigen und Stammgästen gefüllt. Peter spielte unter dem sanften Druck der Knopfschen Winterküst — die ganze Batterie frischgeglückter Biergläser aufmarschieren ließ — „keine Tänze“: Lannersche und Schuberthsche Walzer und sonstige Dinge von Qualität, die hier zwar sehr hoch im Kurs standen, die man jedoch passieren ließ, weil sie wenigstens im Takt die Richtung hielten.

Aber plötzlich brach er jäh ab. Der Dampf und Lärm um ihn her, das schwere Bier und sein eigenes überlautes Spiel, mit dem er sich Gewalt antat, hatten ihn beirrt. Er verparste nur ein dummes, schmerzhaftes Bewußtsein der falschen Situation und bot, den Kopf auf die Hände gestützt, den erwartungsvoll Wartenden den Rücken zugewandt, das Bild eines im Raum Verlorenen, Ratlosen, Enttäuschten.

Was hätte er daran gegeben, wenn er nun einfach, ohne Scham, hätte nach Hause gehen können!

Aber konnte er das Geld nicht auf dem Ausflug verloren haben? Nein — man würde nachforschen und so erfahren, daß er überhaupt nicht dabei war.

Er kam sich recht verlassen vor.

Der Bier setzte sich zu ihm; zwecks Engagementverhandlungen. Er sollte für jeden Tag fünf bis sechs Stunden spielen, seine Tochter unterrichten und dafür das Essen und zehn Mark Monatsgehalt bekommen.

Er wollte es sich noch einen Tag überlegen. Inzwischen ludte ihn das Angebot. Es war immerhin ein Anfang zur Selbstständigkeit. Und eine abenteuerlich-romantische Zustimmung lag über dem Ganzen, ähnlich jener, in der er heute morgen ausgezogen war.

Dann, während Papa Knopfe wieder aufgefunden war, um Gasse zu betreten, und die allgemeine Aufmerksamkeit anderen Dingen zugewandt schien, begann er leise und verhalten sein Lieblingsstück zu spielen: Schumanns „Vogel als Prophet.“

Eine junge schwarzgekleidete Dame, die bereits längere Zeit vor dem Eingang zugehört hatte, war eingetreten und hatte sich still an einen Seitentisch gesetzt; so behaglich, wie man in eine Kirche tritt, wenn die heilige Handlung im Gange ist. Wie war sie in solcher Umgebung gewesen. Und fühlte sich doch an rätselhaftes Met heimlich berührt. War es möglich, daß es derartiges hier gab? Und ihre Ueberraschung wuchs, als sie den jugendlichen Spieler erblickte. Was ihr, der Leidgereizten, Seele und Sehnsucht erfüllte; unter den Fingern dieses Kindes konnte es sich zu künstlerisch-vollendetem Ausdruck. Säu und selig sang der frohtraumige Vogelmann. Sie mußte die Augen schließen, damit niemand sehen könne, wie sie vor Sehnsucht und Trauer sich leuchtete.

Irgendwo in der Nähe intonierte plötzlich ein ausländischer Biederer, der offenbar die Zeit zu allgemeinen musikalischen Gefühlserschweifungen für gekommen erachtete, breit und dröhnend: „In der Nacht, in der Nacht, wenn die Liebe erwacht . . .“

Erschrocken sah sie noch, wie der Klavierspieler, aus allen Fingern der Verunkenheit gerissen, den Deckel des Pianos zuklappete, Ringe, Stock und Rucksack ergriff und weinend zum Tür hinausstürzte.

(Schluß folgt.)

Vermischtes.

* Aus den Geheimnissen der Kriegsbekämpfung. In den achtziger Jahren veröffentlichte ein damals sehr bekannter Wiener Journalist, der Chefredakteur der „Wiener Presse“ Vercher, einige Erinnerungen, aus denen man erkennen kann, wie es ein gelehrter Kriegskorrespondent machen muß, um sein Blatt mit Nachrichten zu versorgen. Vercher erzählt da unter anderem: „Bei der Kriegs- und ebenso bei der Friedensberichterstattung spielt ein bißchen Mutterwitz die größte Rolle. Bei Beginn der russischen Operationen an der unteren Donau im letzten Russisch-Türkischen Kriege fand ich mich verpöblich in ein schwärzliches Bienenstockgeschäft von Lebensmitteln und in ärztliche Konsultationen verwickelt. Ohne die Approbation der militärischen Zensur erlangt zu haben, durfte der Berichterstatter der „Presse“ sein Telegramm absenden, und diese erlaubte während der Operationen seine Mitteilungen über dieselben. Chiffretelegramme waren verpönt, und nun galt es, trotzdem Telegramme zu improvisieren. Eines schönen Abends, es war zur Zeit, als die türkischen Monitore den besetzten Brückenkopf von Galatz forcieren wollten, erhielt ich an meine Privatadresse die Depesche: „Unser Malariapartikel heute nach 1 Uhr drei heftige Schüttelkrämpfe, stark Dosen Sulfat-Chinin brachten Beruhigung. Hoffe keine neue Recidive.“ Im nächsten Morgenblatte der Presse stand zu lesen: „Galatz. Heute nachmittags nach 1 Uhr erneuerten die türkischen Monitore dreimal ihren Angriff auf den besetzten Brückenkopf, wurden aber durch concentrisches Geschützfeuer berart zurückgeworfen, daß ihre Wiederkehr fraglich geworden.“ Ein anderes Mal wurde dringend eine namhafte Hafertlieferung bestellt und mitgeteilt, daß auf den moldau-waladischen Bahnhöfen vollständig Futtermittel lagern; dies war zu deuten: Die Artillerietransporte seien abgeschlossen, aber es werden Kavalleriemanschäden erwartet. Des Morgens um 3 Uhr nach dem Tage der Hinrichtung der Zarenmörder in Petersburg wurde mich ein Nachbar, an den aus Petersburg ein rätselhaftes Telegramm eingelaufen war, das der auch in journalistischen Dingen sündige Mann als der Redaktion gehörig ersaunte. Dasselbe lautete: „Unerhörter Skandal. Jenken sie unseren Lieferanten tüchtig aus. Geschäft gefährdet. Bei der heutigen Druckprobe Papiertelle in Rotationsmaschine viermal gerissen. Papier offenbar faul. Junn Ueberfluß noch Maschinenmeister besorgen.“ Unter den Originaltelegrammen des Morgenblattes der „Presse“ war zwei Stunden später zu lesen: „Bei der heutigen Durchführung der nischischen Artillerie ereignete sich ein unerhörter Skandal; viermal rissen die offenbar angefaulten Stricke, und der Venker war während seiner Funktion betrunken.“ — Man muß freilich bei derartigen journalistischen Rätselaufgaben berücksichtigen, daß doch dann und wann die Rätsel recht falsch gelöst werden.“

* Alkoholmärkel bei den Indianern. Die Herstellung der Lebensmittel in Würstelform, die während des Krieges bei uns einen so ungeheuren Aufschwung genommen hat, ist keineswegs etwa eine Erfindung unserer modernen Industrie. Gewisse Indianerstämme Südamerikas, namentlich im Britisch-Guyana, haben sich bereits in dieser Form zu helfen gesucht, um auf ihr gewohntes Bauvari, ein bezauberndes, gegorenes Getränk, bei

langen Tagereisen nicht verzichten zu müssen. Tragen sie einen größeren Marsch an, so beginnt eine große Zubereitung von Lederbissen und von Bannari, um es mitzunehmen. Die Rothhaut trägt ihre Last selten mit den Schultern, in der Regel vielmehr in einem Tragkorb, der, nur wenig auf dem Rücken ruhend, hauptsächlich von dem Kopf getragen wird, indem sich um die Stirn ein Tragband windet, das mit den Enden an den beiden Hauptfläben des Tragkorbes befestigt wird. In diesem Korbe bringt der reisende Indianer außer dem, was er sonst mitzuschleppen muß, seine wichtigsten Gebrauchsgegenstände unter. Zu diesen gehören sowohl seine Schminnbüchse, wie ein paar Lederbüßen, und vor allem seine Alkoholwürfel. Alle diese Dinge verbringt er in der sog. Basara, einem wasserdichten, geflochtenen Körbchen, das er in dem großen Tragkorb, der nicht wasserdicht ist, unterbringt. Müssen doch die Alkoholwürfel vor Feuchtigkeit geschützt werden, weil sie sich sonst sehr auflösen würden. Seinen Lieblingsstrank länger als einen Tag zu entbehren, ist der Indianer nicht imstande. Dabei bereitet ihn seine Frau schon mehrere Tage vor dem Austritt der Reise einige frische Cassaba-Brote und unterwirft eines davon einer Behandlung, aus der die Alkoholwürfel hervorgehen: sie kaut nämlich eines der Brote, knetet es mit dem verdickten Saft der Manihot zu einem Teig und gibt es ihrem Mann in der wasserdichten Basara wohlverwahrt mit auf den Weg. Nach 4—5 Tagen geht der Gärungsprozeß vor sich. Will der Indianer nun seinen Durst löschen, der ihn niemals verläßt, so nimmt er eine kleine Menge von der im Munde seiner Frau zubereiteten Masse, tut das Gemisch in seine Trinkschale, gießt Wasser darauf und rührt den Inhalt so lange um, bis er sich gelöst hat. Dann schlürft er seinen Bannari mit Behagen. Bedauerlich ist nur, daß sich diese indianischen Alkoholwürfel höchstens 14 Tage halten, da sie nach Verlauf dieser Zeit zum Tummelplatz zahlreicher Maden werden. In dessen Pflegt der Durst des Indianers dafür zu sorgen, daß die Maden nichts mehr zu fressen finden. Uebrigens ist er ein ebenso leidenschaftlicher Raucher wie Trinker, so daß er außer der Hänagmatte und der meist aus Jaguar-Fellen gefertigten Jagdtasche nebst Jagdgerät (Bogen, Pfeilen und einigen Angelhaken) sowie der Schminnbüchse nebst Spiegel und Bürste seine Trinkschale, eine Dose mit Tabakblättern und einige Streifen papierähnlichen Papiers mitnimmt, worin er das Tabakblatt einwickelt, um es als Zigarre zu rauchen.

* Konkurrenzkampf unter Pflanzen. Uns wird geschrieben: Wer die Pflanzen aufmerksam beobachtet, wird finden, daß sie untereinander ähnlich wie Mensch und Tier um Lebensrechte und Vorteile kämpfen. Zwei gleich groß und schön entwickelte Aponkarren hatten einige Jahre im Zimmer nebeneinander gestanden. Nachdem man sie getrennt hatte und je eine vor ein Fenster stellte, beobachtete man bald, daß ihre Entwicklung einen verschiedenen Verlauf nahm, obgleich sie dieselbe Beleuchtung, Sonne und Pflege hatten. Das eine Bäumchen wuchs schon auffallend rasch empor, sein Wuchs blieb dagegen dürrig, das andere wuchs langsam und wurde rundlich, so daß es neben dem „Blutarmen Gewächs“ geradezu strotzend ausah. Beide Tannen wurden darauf wieder nebeneinander in ein Fenster gestellt. Bald fing die kleinere, rundliche ganz wie ihre Nachbarin an emporzuschießen, während die salanke Tanne im Wachsen inerteit und die wurde. Jetzt setzte nun zwischen beiden ein Wettstreiten um Höhe und Umfang ein, der von dem Besizer mit Vergnügen wahrgenommen wurde. Eines Tages legte man um die Krone des einen Tannenbäumchens einen leinen Papierring, um das rasche Emporschießen zu verhindern. Die Absicht glückte, und die Pflanze wurde wieder dicker, dagegen legte sich die Krone auf die Seite, und am Stämmchen bildete sich eine neue Gabelung. Bald darauf war am zweiten Bäumchen, das keinen Papierring trug, zu beobachten, daß auch seine Krone sich zur Seite neigte und eine neue Gabelung genau an derselben Stelle wie am ersten Baum auftrat. Ein großer Natur- und Pflanzenfreund erklärte, daß die Nachbildung in Wuchs und Umfang gerade bei Nadelhölzern eine auffallende Erscheinung ist. Sieht man doch häufig Nieseln, die von Eichen bewachsen sind, wie sie, um sich ihrer Schmarotzer zu entledigen, in die Höhe streben, und daß ihre Nachbarbäume, die ohne Eichenranken stehen, in demselben Maße wachsen und emporzuschießen. — Von Freundschaften unter einzelnen Pflanzen hört man die Blumenzüchter häufig reden. So wurde beobachtet, daß ein Myrtenbüschchen neben einer Kamille in Winterruhe zu kränkeln begann, daß es sich jedoch rasch erhob, als diese entfernt und dafür eine Nelke, eine Dahazimthe oder Tulpe eingepflanzt wurde.

* Der Film als Klavierlehrer. Noch vor Veröffentlichung des beweglichen Filmes für Lehrzwecke wurde bereits die praktische Verwendbarkeit der Photographie zur Erleichterung des Klavierunterrichts viel beachtet. Es ist begreiflich, daß die hiermit erzielten Erfolge den Gedanken nahe legten, auch den Film zu einer Art Klavierlehrer zu machen. Während bisher in den modernen Klavierschulen Photographien zur Erläuterung des Anschlages und der Fingerhaltung dienten, wurde nunmehr die Vorführung der Klaviertechnik durch die Kinetographie unternommen. Die ersten Versuche dieser Art maagen, wie die „Umschau“ berichtet, eine amerikanische Filmsabrik, und die Experimente sollen so gut gelungen sein, daß man in den Klavierschulen der Vereinigten

Staaten an die allgemeine Einführung dieses kinematographischen Lehrsystems zu gehen gedenkt. Besonderen Erfolg verspricht man sich von den Aufnahmen der berühmtesten Klavierkünstler, so wurden z. B. Baberewski und der bekannte deutsche Geiger Fritz Kreisler während des Spielens aufgenommen. Auf diesen Filmen kann jede Einzelheit der Arbeit und Fingertätigkeit aufs genaueste verfolgt werden, und je nach dem Auffassungsvermögen des betreffenden Schülers werden gewisse Stellen langsamer oder schneller vorgeführt. Die Aufnahmen der berühmten Klaviermethoden sollen überdies die Grundlage eines modernen musikhistorischen Museums bilden.

* Der Sieg des Honigs über den Zucker. Die neuesten Untersuchungen von Bienehonig und Zucker, über die im „Prometheus“ berichtet wird, haben in verstärktem Maße die bereits bekannte Tatsache bekräftigt, daß der Nährwert des Bienehonigs den des Zuckers in ganz bedeutendem Maße übertrifft. Der Prozeß, den der Zucker zu seiner Assimilierung erst durchmachen muß, ist von dem Biene bei der Honigbereitung bereits durchgeführt, so daß die im Bienehonig enthaltenen Stoffe unmittelbar vom Körper aufgenommen werden können. Abgesehen von dem Zuckergehalt, ist im Honig auch eine leicht assimilierbare Eiweißmenge, je nach Art der von den Bienen besuchten Blüthenartungen, zu finden. Besondere Beachtung schließlich sind den inorganischen Bestandteilen des Bienehonigs zuzuwenden, die sich zwar nur in sehr kleinen Mengen vorfinden, aber trotzdem für den menschlichen Körper sehr wertvoll sind. Als solche mineralische Substanzen nennt der „Prometheus“ Eisen, Magnesium, Kalk, Phosphor, Schwefel, Silizium, Pottasche, Chloratrium und Mangan. Sie sind sämtlich im Honig enthalten, im Zucker hingegen findet sich von diesen inorganischen Stoffen auch nicht die geringste Menge vor, er besteht lediglich aus Wasserstoff, Kohle und Sauerstoff. Aus den angeführten nahrungswissenschaftlichen Gründen ist besonders bei alten Leuten und Kindern, bei Blutarmit und Körpererwäche der Bienehonig dem Genuß von Zucker unbedingt vorzuziehen.

Büchertisch.

— Deutscher Wille (Kunstwart). Zweites Heft 1917. (Kriegsausgabe zum ermäßigten Preis von 3,60 Mk. vierteljährlich. Verlag von Georg D. W. Callwey, München.) — Wolfgang Schumann, „Von kommenden Dingen“; „Frühlingliches aus Hermann Vosses Schriften“; G. von Frankenberg, ein Beitrag zur „Entwicklungsgeschichte Europas“; Erich Schärer, „Die Reformbedürftigkeit des Kleinhandels“; Avenarius, „Klinger, der Poet im Geisteskünstler“; Rundschau: Bonus, „Gedanken zur Himmelfahrt“; P. Th. Hoffmann, „L. Sternbergs neueste Dichtungen“; Wlfg. Schumann, „Spieler-Sünden“; Otto Taubmanns „Borgia“; Mahrholz, „Junge Münchener Kunst“; Avenarius, „Gemäldehöflichkeit“; Schärer, „Das Schwein in der Babovaine“; Taufkirchner, „Heddesleisch und Muechleisch“; Duclater, „Belgische Verwaltungsreformen auf nützlicher Grundlage“; „Auch ein Amerikaner“; Elisabeth Gmard-Kühne †; Bärder, „Schriftsteller und Hüßdienst“; Avenarius, „Künftigig Jahre nach Hoffmüllers Tod“; Schobach, „Kunstwartbilder im Feld“. In Bilderbeilagen finden wir diesmal ein Bild von H. Voge, Klinger's „Gang Hühnes nach der Unterwelt“, Zeichnungen zu den Gartenanlagen von S. Fesslow und ein „Schwarzes Spiel“ von Rud. Sievers. Als Noten sind charakteristische Abschnitte aus Otto Taubmanns Oper „Borgia“ beigelegt.

— Heinrich Scholz, Das Wesen des deutschen Geistes. (Schriften zur Zeit und Geschichte 5. Bändchen.) 138 Seiten Oktav. Kart. 1 Mk. Verlag von G. Grote, Berlin.

— Bong's illustrierte Kriegsgeschichte. Der Krieg 1914/17 in Wort und Bild 127. bis 130. Heft (Preis je 30 Pf.). Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W 57, Potsdamer Str. 88.

— Die Weltliteratur, Nr. 2. F. B. Jacobson Moheus. Es hatten Rosen da sein müssen. Gedichte. Preis der Nummer 10 Pf. Verlag der Weltliteratur, München 2, Färbergraben 24.

Stat-Aufgabe.

a b c d die vier Farben. V M H die drei Spieler. A Aß, Daus; K König; D Dame, Ober; B Bube, Unter, Wenzel.

V, der Vorhandspieler, sagt auf folgende Karte a • Handspiel (Eichel-Solo) an, nachdem die beiden andern zugleich gepäht.

a b d B, a 10, K, D; b A; c 10, D, 8.
Eichel-, Grün-, Schellen-, Unter, Eichel-10, König, -Ober; Grün-Aß; Rot-10, -Ober, -8.

Das Spiel wird verloren. Wenn der Spieler sich die c 10 nicht abhangen läßt, kommt er höchstens auf 40 Punkte. M hatte 17 Punkte weniger in der Karte als H. Im Skat lagen b 7, c 7. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer:
Wer am lautesten vom Stege prahlt, steht vor dem Untergang.